

*Georg Doerr: Rez. von Richard Herziger: Republik ohne Mitte – ein politischer Essay. Berlin: Siedler 2001. 191 Seiten. - Gesendet im Februar 2002 im Hessischen Rundfunk II, Frankfurt am Main.*

Mit den Attentaten vom 11. September ist auch das Selbstverständnis der liberalen Gesellschaften des Westens in Frage gestellt worden. Nicht nur müssen sie dieses neu definieren, auch gewisse Grundüberzeugungen – wie der aus den Erfahrungen des 2. Weltkriegs in der deutschen Linken selbstverständliche Pazifismus - werden nicht nur von Tabuverletzern wie Peter Schneider in Frage gestellt.

Herzingers Essay, der noch vor diesem Ereignis erschienen ist, beschäftigt sich mit diesem Selbstverständnis in radikaler und zuspitzender Weise. Als neu bei der Lektüre fällt auf, daß man Herzingers zum Teil harsche Kritik an der deutschen Linken durchaus nicht als reaktionär bezeichnen kann.

Im Jahre 1948 veröffentlichte der österreichische Kunsthistoriker Hans Sedlmayr sein einflußreiches, kulturkonservatives Werk „Verlust der Mitte.“ Interessanterweise trägt Richard Herzingers Buch den Titel „Verlorene Mitte“, was manche Kritiker ein nostalgisches Verhältnis des Autors zur Vergangenheit vermuten ließ. Das ist aber, trotz Erwägungen des Autors über einen endgültigen Verlust einer Halt gebietenden substanziellen Mitte – was in der Tat an Sedlmayr, und andere erinnert – nicht der Fall. Vielmehr ist seine These, daß nach Verlust dieser Substanz, die früher von Religion oder Staat garantiert wurde, diese Mitte im Konsens immer wieder neu definiert werden muß, da es eben keine endgültigen Werte mehr gibt. Die „normative Grundlage einer freiheitlichen Ordnung“ sei „der geregelte, diskursiv und gewaltfrei ausgetragene Konflikt.“ Dies zeigt er u.a. am Beispiel der Genforschung, wo neue wissenschaftliche Erkenntnisse zu neuen Entscheidungen zwingen. Aber auch im gesellschaftspolitischen Bereich gäbe es nur Zwischenlösungen, bei denen die jeweiligen Verlierer – die es bei Konfliktlösungen immer geben muß – auf neue Vereinbarungen drängten. Die Orientierung bei dieser Konsensherstellung bleibt aber vorläufig. Denn so formuliert Herzinger polemisch im

Verhältnis zu den überlieferten Werten der Gesellschaft: „Nur Werte, die in Frage gestellt werden können, sind echte, wirklich tragfähige und verlässliche Werte.“

Als historische Voraussetzung dieses Wertewandels sieht der Autor als Vertreter eines westlichen Liberalismus und Individualismus die beiden totalitären Ideologien des 20sten Jahrhunderts, die eine so starke Desillusionierung hinterließen, daß man sich in einer Art „Nie wieder“ – Haltung auf gleichsam „negative Werte“ zurückzog.

Aber auch die westlichen Staaten, die diese Werte schon früher propagierten, hätten es vor dem Fall des Sozialismus mit den Menschenrechten nicht immer so genau genommen, wie die Amerikaner in Vietnam und die Franzosen in Algerien. Und erst mit dem Wegfall des Ost-West-Konfliktes seien die „universalen Menschenrechte“ zu „einer Art Zivilreligion“ geworden.

Herzinger geht zwar von gewissen philosophischen Grundpositionen aus, die an die Habermas'sche Konsenstheorie erinnern – wichtiger sind ihm jedoch Theoretiker des Liberalismus wie Isaiah Berlin - beschäftigt sich aber vorwiegend mit umstrittenen Fragen der bundesrepublikanischen Gegenwartsgesellschaft. Und trotz des Untertitels – ein politischer Essay – erschöpft sich das Buch nicht in bloßer Politik, sondern behandelt auch wissenschaftliche, philosophische und religiöse Fragen.

Allerdings hält die von Herzinger propagierte offene Gesellschaft, die negative Erscheinungen wie Rassismus immer nur vorläufig eindämmen kann, „keine utopische Verheißung einer besseren Welt bereit.“

Im Gegenteil, bei vorläufigen Kompromissen gibt es, wie schon angedeutet, immer Verlierer, denn es gibt eine Dialektik zwischen der gegebenen Möglichkeit individuelle Ansprüche durchzusetzen und deren Verwirklichung: „Je größer im hoch komplexen Gefüge offener Gesellschaften die Vielfalt der Ansprüche individueller Lebensverwirklichung wird, desto mehr stehen sie sich

gegenseitig im Wege und es wird immer schwieriger, alle unter einen Hut zu bringen.“

Ein solches Freiheitsverständnis, in dem die Gegensätze fortbestehen und eben nicht harmonisiert werden müssen ist nach Herzinger eher in der angelsächsischen Tradition beheimatet als in Deutschland, wo – in verschiedenen Spielformen - seit der Romantik kollektivistische und korporative Lösungen bevorzugt werden. Noch im „rheinischen Kapitalismus“ sei diese Haltung zum Tragen gekommen, die in progressiver Form wieder in der „Zauberformel ‚Integration‘“ und in der „Wir – Gesellschaft“ von Angela Merkel auftauche.

Von den zahlreichen Themen, die der Autor traktiert - er hat offensichtlich den Ehrgeiz, kein Problem der aktuellen Situation auszulassen, von der Sterbehilfe bis zu den überhand nehmenden Talkshows – wollen wir uns auf seine Kritik an der deutsche Linken, vor allem nach 89, konzentrieren. Denn hier zeigt sich in der Tat ein noch nicht verstandener ideologischer Wandel, dessen Erhellung die gegenwärtigen Kontroversen verständlicher macht.

An der Fischerdebatte seien die Widersprüche innerhalb der deutschen Linken deutlich geworden. Dieser sei von ehemaligen Weggefährten als prinzipienloser Karrierist bloßgestellt worden. Dabei sei er einer der ersten gewesen, die den Vorbehalt gegen die westliche Demokratie aufgegeben hätten. Bei seinem Rückblick auf die Geschichte der 68er fragt sich Herzinger, - denn er ist mit der heutigen nur positiven Bewertung der 68er nicht einverstanden - wie es möglich gewesen sei, daß sie „unter dem Signum des Antifaschismus und der anti-autoritären Revolte ihrerseits Diktaturen verherrlichten oder zumindest verharmlosten, deren Strukturen und Methoden denen faschistischer Systeme tatsächlich zum Verwechseln ähnlich waren?“ Er erinnert an ihr „hermetisches Weltbild“ und an ihre „aggressive Intoleranz“, die man keineswegs nur aus den Überreaktionen des Staates erklären könne. Und in den 70er Jahren habe die radikale Linke auf die Zugeständnisse des ‚Systems‘ „mir einer weiteren Verschärfung ihrer Fundamentalopposition gegen die ‚bürgerliche‘, ‚imperialistische‘

Demokratie“ geantwortet. Und die Gründung der zahlreichen K-Gruppen betrachtet er als „eine Flucht in die Vergangenheit, die in die Selbstsuggestion einer imaginären Wirklichkeit mündete.“

Die Alternativ - und Ökobewegung, die einen Ausweg aus diesen Sackgassen bot, habe sich aus der heterodoxen Spontibewegung entwickelt und erst dadurch eine Rückkehr in die politische Realität ermöglicht.

Wie sehr sich aber inzwischen die politischen Parameter geändert hätten, zeige sich daran, daß nun die Industrie eine starke Zuwanderung von Ausländern fordere, wie überhaupt der Turbokapitalismus – und hier werde wirklich die Relativierung der Begriffe rechts und links evident - frühere Forderungen der Linken durchgesetzt habe: Das Kapital setze „jene radikalen Veränderungen durch, die auch die ‚egalitäre, aufklärerische Linke‘ angestrebt habe: Die Auflösung der Nationalstaaten, die Internationalisierung der Staatsvölker, die radikale Säkularisierung und Profanierung der Kultur und die Unterminierung der staatlichen Autorität“.

An dieser Stelle erinnert Herzinger an verschüttete Traditionen, wie die des Frühsozialismus, denn Proudhon sei als Vorläufer des Individualismus, von den Bedürfnissen des Einzelnen ausgegangen. Und im Anschluß an diese Gedankengänge fordert er „eine individualistische, antietatistische, eine nichtsozialistische Linke“, die sich offenbar in seine Auffassung von einer liberalen Gesellschaft ohne weiteres einfügen ließe.

Herzingers Ansatz ist durchaus stringent und das Buch ist auch von Altlinken wie Joscha Schmierer positiv aufgenommen worden. Allerdings dürften sein radikales Plädoyer für Eigenverantwortung die Akzeptanz seiner Thesen erschweren, denn quer durch alle Parteien, von der FDP abgesehen, - und auch durch die deutsche öffentliche Meinung – gibt es eine Kritik am Neoliberalismus und geradezu eine Sehnsucht nach den Zeiten Ludwig Erhards. Der Versuch die spezifischen nationalen, deutschen Traditionen einfach ‚abzu-

räumen' wird manchem Angst machen (man fühlt sich bei der Lektüre an Walter Benjamins Aufsatz über den „Destruktiven Charakter“ erinnert). Andererseits scheint Herzinger zu übersehen (oder übersehen zu wollen) wie zahlreich Mentalitäten sind. Das angelsächsische Modell von Individualismus und Freiheit mag vorbildhaft und erstrebenswert sein, aber ob es auf das von der nahen Vergangenheit nahezu determinierte deutsche Bewußtsein übertragbar ist, bleibt fraglich. So scheint Herzingers Pamphlet ein weiterer Ausbruchsversuch aus den deutschen Dilemmata.